Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1939-1940)
Heft: 9

Artikel: Das National-Epos der Finnen : zwei Bruchstücke aus der Kalewala
Autor: W.M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759135

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das National-Epos der Finnen

Zwei Bruchstücke aus der Kalewala

Der Kampf der Helden in den finnischen Wäldern erfüllt unsere Herzen mit Bewunderung. Die Opfer, die das finnische Volk für seine Freiheit zu bringen die Kraft hat, wecken in jeder fühlenden Brust den heissen Wunsch, dass Finnland die göttliche und menschliche Hilfe finden möge, um den Sieg an seine Fahnen zu heften. Es wird der Sieg der von höchster Seelenkraft beflügelten Freiheit sein über den von zynischer Tyrannenmacht gelenkten Massenansturm dumpfer Barbarei. Die Finnen sind ein Volk von Bauern, Fischern, Jägern, Holzfällern und Flössern. Aus welchen tiefen Quellen stammt die Kraft, die ihren Mut gestählt hat für diesen jähen und zähen Widerstand? Entströmt sie ihrem ungebrochenen Christenglauben? Ist sie gewachsen aus dem harten Kampf gegen die Naturgewalten, den dieses Volk seit altersher zur Fristung seines Lebens Tag um Tag geführt hat? Hat sie sich gesammelt in der Stille der langen nordischen Nächte, in der Einsamkeit, die den Menschen auf sich selber anweist und seinen Sinn nach innen wendet? Nationale Opfertaten, wie die Finnen sie in diesen Tagen vollbringen, sind nur möglich, wenn eine reiche Innerlichkeit, zur Seelenstärke verdichtet, die natürliche und ursprüngliche Volkskraft erhöht und erhellt.

Der herrliche und unvergängliche Spiegel der finnischen Innerlichkeit ist die Kalewala, das nationale Epos Finnlands. Es ist eine Sammlung von alten, teils uralten Liedern, mythischen Erzählungen, Zauberrunen, Beschwörungen von Naturgeistern, des Frühlings, der Sonne, des Frostes, Festgesängen und Totenklagen, Fischer- und Jägersprüchen, wie sie einst der finnische Volkssänger, der „Laulaja", zur Kantele gesungen hat. In seinem schönen Nachwort zur Kalewala-Uebersetzung von Anton Schiefner hat Martin Buber geschildert wie wir uns die alten finnischen Runensänger zu denken haben: „Ein Bauer wie die andern, nicht durch Stand, sondern durch Wissen vor ihnen ausgezeichnet; seiner Sprache kundig, dass er über all ihre Köstlichkeit gebieten kann, und um frei zu sein, nicht aus dem Bann des Gesetzes zu schreiten braucht; im schriftlosen Gedächtnis die Fülle überlieferten Gesanges fassend, den er in der Jugend dem Vater und den alten Meistern ablauschte; ehrfürchtig gegen die Tradition und doch auch, fast ohne es zu merken, unabhängig von ihr; des guten Verses sicherer Kenner und Verwalter, ohne um Regeln zu wissen; so erhält der Laulaja das Erbe der Vorzeit, vor allem die epische Rune lebendig. Er trägt sie, zumeist beim Festgelage, nach uralter Sitte vor: er wählt sich einen Helfer, der in der Mitte des Verses einfällt, ihn mitsingt und sodann allein wiederholt, oft mit Einfügung eines bekräftigenden Wörtchens, dieweil der Laulaja sich auf den nächsten Vers besinnt. So sitzen sie einander gegenüber, Knie an Knie und Hände in Händen, die Köpfe sacht einander zubewegend, und singen nach einer einfachen gleichmässigen Melodie, deren Einfalt und Liebreiz so gross sind, dass sie

ewig nur vertraut, nicht gewohnt wirkt, zum Spiel der Kantele, der fünfsaitigen Harfe, von der erzählt wird, der mythische Ursänger Wäinämöinen, der Heros der epischen Rune, habe sie aus dem Holz der Maserbirke und den Haaren einer Jungfrau geschaffen: die Lieder von den Taten der Urzeit."

Erst in einem späten Zeitpunkte, als die Poesie der Runensänger dem Erlöschen nahe war, wurde sie aufgeschrieben und gesammelt. Die früheste grössere Sammlung veranstaltete Dr. Zacharius Topelius, der sie in fünf Teilen 1822—1836 herausgab. Die wirkliche Hebung des poetischen Schatzes gelang aber erst Elias Lönnrot, dem Sohn eines Dorfschneiders, der durch bittere Entbehrungen und mühselige Dienstleistungen jeder Art sich das Geld zusammengescharrt hatte, um Arzt zu werden. Auf seinen Wanderfahrten als Student und Magister, wie ein Bauer gekleidet, mit derbem Stock und Ranzen, eine Flinte über der Schulter, im Knopfloch ein Band, an dem eine Flöte hing, suchte er in den Dörfern die Leute zusammenzubringen, spielte ihnen alte Lieder vor und entlockte ihnen damit ähnliche, die sie noch im Gedächtnis bewahrt hatten. Jahrelang setzte er seine Sammlung fort. Die Ernte war überreich. 1833 hatte er einen umfangreichen Band zusammengestellt, die „Liedersammlung von Wäinämöinen", die etwa 5000 Verse umfasste. Ideen, die auf Herder zurückgingen, durch die Ossianbegeisterung entstandene Vorstellungen von der epischen Volkspoesie, die durch Wolf neugestellte Homerfrage sowie die damals allerweitig einsetzende Mythenforschung hatten Lönnrot zu der Ueberzeugung gebracht: der bunten Vielfalt der Runen liege eine verlorengegangene Ureinheit, ein nationaler Mythos zu Grunde. Durch Vereinigung und Verknüpfung der Lieder wollte er nun ein einheitliches Epos zusammenfügen, das im Wesen und Geiste dem versunken geglaubten Urtext ähnlich sein sollte. Der erste Versuch wurde 1835 gedruckt. Er hatte zur Folge, dass überall im Lande der alten Volkspoesie begeisterte Freunde gewonnen wurden, die sich nun ebenfalls auf die Suche nach Runenliedern machten und Lönnrot ihre Funde übergaben. Lönnrot selber unternahm neue Wanderfahrten über die Landesgrenzen hinaus in das von Finnen bewohnte Gebiet des Archangelschen Gouvernements, von wo er viel neues Material nach Hause brachte. Das endgültige Werk, das er aus all dem Stoffe zusammenfügte, erschien 1849 unter dem Titel »Kalewala«. Es umfasst 50 Runen oder Gesänge und zählt an die 23 000 Verse. Den mythischen Kern, um den Lönnrot die bunte Liederfülle seines Volkes wie Kristalle hat anschiessen lassen, bilden die Abenteuer der drei Kalewa-Söhne: Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkäinen. Wäinämöinen, seinem Ursprunge nach ein Gott des Wassers, ist der nordische Orpheus, dessen Lieder zur Kantele alle Geschöpfe bezaubern. Ilmarinen, ursprünglich ein Gott der Luft, ist ein kunstreicher Schmied wie der germanische Wieland. Lemminkäinen ist heiter, schweifend, der Lust und der Liebe fröhnend. Die epische Erzählung, die sich durch die vielen Tausende von Versen zieht, handelt von der Erringung der Tochter der Mitternachtsgöttin

Louhi. Als Preis für ihre Hand fordert die Mutter eine von Ilmarinen geschmiedete Glücksmühle, die Mehl, Salz und Geld auswirft und überall Fruchtbarkeit aussät. Nachdem die Tochter gewonnen ist, wird aber der Mitternachtsgöttin auf abenteuerliche Weise die segenbringende Werbegabe wieder entrissen. Zu Grunde liegt also der alte nordische Mythos vom Kampfe des Lichtes mit der Finsternis.

Der Verlauf der epischen Handlung ist getragen von magischen Sprüchen und Zauberrunen und unterbrochen von lyrischen Liedern, in denen sich das ganze Volksleben der Finnen in Musse und Arbeit, Freud und Leid aufs Herrlichste offenbart. Die beiden Bruchstücke aus der Kalewala, die wir hier zum Abdrucke bringen — eines aus der mythischen und eines aus der bäuerlichen Welt — sind der von Martin Buber bearbeiteten und durch Anmerkungen und ein Nachwort ergänzte Neuausgabe der Schiefnerschen Uebertragung (Georg Müller Verlag München 1914) entnommen. **W. M.**

Wäinämöinen spielt die Kantele

Wäinämöinen alt und wahrhaft,
Dieser ew'ge Zaubersprecher,
Legt die Finger nun in Ordnung
Und benetzt die beiden Daumen;
Lässt sich auf dem Freudenfelsen,
Auf dem Stein des Sanges nieder,
Auf der silberhellen Höhe,
Auf dem Hügel goldnen Glanzes.
Nimmt die Harfe in die Finger,
Stützt die Wölbung an die Kniee;
Hält die Kantele in Händen,
Redet Worte solcher Weise:
„Komme her um zuzuhören,
Wer bislang es noch nicht hörte,
Wie die ew'gen Lieder tönen,
Wie Schön-Kantele erklinget!"
Fing der alte Wäinämöinen
Nun gar kunstreich an zu spielen
Auf dem Spielgerät aus Gräten,
Auf der Kantele aus Fischbein,
Schnell erhoben sich die Finger,
In die Höhe stieg der Daumen.
Da ward wahre Freud' aus Freude,
Aus dem Jubel echter Jubel,
Grosses Spiel ward aus dem Spiele
Und zum Lied gedieh das Singen;
Da erklang der Zahn des Hechtes,
Töne gab des Fisches Gräte,
Mächt'ger Sang kam von den Saiten,
Heller Ruf von Rosses Haaren.
Spielt der alte Wäinämöinen,
Nicht gab's zu der Zeit im Walde
Tiere laufend auf vier Füssen,
Tiere herzuhüpfen fähig,
Die nicht kamen zuzuhören,
Sich am Jubel zu erfreuen.
Lustig sprang das muntre Eichhorn,
Kletterte von Ast zu Aste;
Näher kamen Hermeline,
Setzten sich dort an die Zäune,
Auf den Fluren hüpft das Elen,
Luchse teilen selbst die Freude.
Es erwacht der Wolf im Sumpfe,
Auf der Heide steht der Bär auf
Von dem Lager unter Fichten,
In dem tannenreichen Dickicht;
Eilt der Wolf durch weite Strecken,
Läuft der Bär durch lange Heiden,
Setzt sich endlich an dem Zaune,
Lässt sich nieder an der Pforte ,
Dass der Zaun zum Stein sich senket,
Auf das Feld die Pforte stürzet;
Steiget dann auf eine Tanne,
Schwingt sich schnell auf eine Fichte,
Um dem Spiele zuzuhören,
Sich am Jubel zu erfreuen.

Tapiolas wacher Alter,
Selbst der Hausherr von Metsola
Und das ganze Volk Tapios,
Wie die Mädchen, so die Knaben,
Stiegen auf des Berges Spitzen,
Um dem Saitenspiel zu lauschen;
Selber auch des Waldes Wirtin,
Tapiolas wache Alte
Zog nun an die blauen Strümpfe,
Band sie fest mit roten Bändern,
Setzt sich auf der Birke Biegung,
Auf die Krümmung einer Erle,
Um die Kantele zu hören,
Um dem Saitenspiel zu lauschen.
Alle Vögel in den Lüften,
Alle die zwei Flügel schwingen,
Kamen munter da geflattert,
Kamen eilig angeflogen,
Um den Wohlklang zu vernehmen,
Sich am Jubel zu erfreuen.
Als der Aar zu Hause hörte
Dieses schöne Spiel Suomis,
Liess die Jungen er im Neste,
Macht sich selber auf zu fliegen
Zu dem Spiel des hehren Helden,
Zu dem Sange Wäinämöinens.
Von der Höhe flog der Adler,
Durch die Wolken kam der Habicht,
Enten aus der Fluten Tiefe,
Schwäne aus den schwanken Sümpfen,
Selbst die allerkleinsten Finken,
Vöglein, die gar munter zwitschern,
Zeisige wohl viele Hundert
Wohl ein Tausend lust'ger Lerchen
Freuen sich im Raum der Lüfte,
Lärmen auf des Mannes Schultern,
Bei dem Freudenspiel des Vaters,
Bei den Tönen Wäinämöinens.
Selbst der Lüfte Schöpfungstöchter,
Sie, die holden Jungfraun, kamen,
Um am Jubel sich zu freuen,
Um der Kantele zu lauschen,
Eine auf des Himmels Wölbung,
Auf dem Regenbogen strahlend,
Auf dem Wölklein sass die andre,
Auf dem roten Saume glühend.
Hielt des Mondes zarte Jungfrau,
Hielt der Sonne starke Tochter
In der Hand die Weberkämme,
Hoben auf die Weberschäfte,
Webten an dem Goldgewebe,
Rauschten mit den Silberfäden
An dem Rand der roten Wolke,
An des langen Bogens Kante.
Als sie aber nun vernahmen
Dieser schönen Harfe Klänge,
Fiel der Kamm rasch aus den Händen,
Stürzt' das Schifflein aus den Fingern,
Ging entzwei der goldne Faden,
Riss die Schnur vom schönen Silber.
Damals gab es keine Wesen,
Keine Tiere in dem Wasser,
Die mit sechs der Flossen wandern,
Gab es keine Schwärme Fische,
Die nicht kamen zuzuhören,
Sich am Jubel zu erfreuen.
Angeschwommen kamen Hechte,
Ungelenk die Wasserhunde,
Von den Klippen kamen Lachse,
Schnäpel aus des Meeres Tiefe;
Mit dem Rotaug kamen Barsche,
Stinte kamen, andre Fische,
Drängten sich im dichten Schilfrohr,
Reihten sich entlang dem Strande,
Wäinämöinens Lied zu hören,
Seinem Saitenspiel zu lauschen.
Atho, König in den Fluten,
Der grasbärt'ge Greis der Wogen,
Taucht' empor zur Wasserfläche,
Streckte sich auf Wasserrosen,
Horchte auf den Klang der Freude,
Sprach dann selber diese Worte:
„Hab' dergleichen nie gehöret,
Nie solang die Zeiten währen,
Wie dies Spielen Wäinämöinens,
Wie das Lied des ew'gen Sängers."
An dem Strand die Sotkotöchter,
Sie, des Schilfrohrs schöne Schwestern,
Glätteten grad ihre Haare,
Kämmten sorgsam ihre Locken
Mit dem silberreichen Kamme,
Mit der goldgeschmückten Bürste;

Hörten da die neuen Töne,
Dieses wundersüsse Spielen,
In das Wasser glitt die Bürste,
Fiel der Kamm da in die Wogen,
Blieben ungekämmt die Haare
Und zur Hälfte nur geordnet.
Selbst die Wirtin der Gewässer,
Sie die schilfbedeckte Alte
Hob sich aus des Meeres Tiefe,
Taucht' bedächtig aus den Fluten,
Schlich heran zum Schilfesrande,
Lehnte sich an eine Klippe,
Um die Töne anzuhören,
Wäinämöinens schönes Spielen,
Da die Töne wunderseltsam,
Wundersüss das Spiel erschallte;
Fiel alsdann in tiefen Schlummer,
Sank aufs Antlitz dort zu Boden,
Auf des bunten Felsens Rücken,
Auf der dicken Klippe Kante.
Wäinäimöinen alt und wahrhaft
Spielte einen Tag, den zweiten,
Gab dort keinen von den Helden,
Keinen von den kräft'gen Männern,
Keinen Mann und keins der Mädchen,
Keins der zopfgeschmückten Weiber,
Die er nicht zu Tränen rührte,
Deren Herz er nicht bewegte;
Weinten Junge, weinten Alte,
Weinten unbeweibte Männer,
Weinten die beweibten Helden,
Weinten halberwachsne Knaben,
Wie die Knaben, so die Jungfraun,
Ja die allerkleinsten Mädchen,
Denn der Klang war wunderseltsam,
Wundersüss das Spiel des Alten.

Abschied der Braut vom Elternhaus

Ach, das arme Mädchen seufzte,
Seufzte sehr und holte Atem,
Fing gar heftig an zu weinen,
Redet Worte solcher Weise:
„Nahe ist das Scheiden andrer,
Vor der Türe ihre Trennung,
Näher ist mein eignes Scheiden,
Näher meine eigne Trennung,
Wird mir doch so schwer das Scheiden,
Gar bedrückend mir das Fortgehn,
Von dem weitberühmten Dorfe,
Von dem wunderschönen Hofe,
Wo so schön ich aufgewachsen,
Freudvoll in die Höh' geschossen
In den Zeiten meines Wachstums,
In dem Lauf der Kinderjahre.
„Habe früher nicht gewähnet,
Habe nie daran geglaubet,
Nie gewähnet, dass ich scheide,
Nicht geglaubt an eine Trennung
Von dem Saume dieses Hügels,
Von dem Rücken dieses Berges;
Jetzo glaub' ich's, dass ich scheide,
Sehe ich es, dass ich gehe,
Leer schon ist der Krug des Abschieds
Schon das Abschiedsbier getrunken,
Schon der Schlitten umgewendet
Mit dem Vorderteil nach aussen,
Mit der Seite zu dem Stalle,
Zu dem Viehhof mit den Leisten.
„Wie vergelte ich beim Scheiden,
Wie, ich Arme, bei der Trennung
Wohl die Milch der lieben Mutter,
Wie die Güte meines Vaters,
Wie die Liebe meines Bruders,
Wie die Freundlichkeit der Schwester?
„Dank sei dir, du lieber Vater,
Für das ganze frühre Leben,
Für die Kost, die ich genossen,
Für die allerbesten Bissen.
„Dank sei dir, du liebe Mutter,
Für das Wiegen in der Kindheit,
Dass die Kleine du getragen,
Mit den Brüsten mich genähret.
„Dank sei dir, du lieber Bruder,
Dir, o Bruder, dir, o Schwester,
Dank sei auch dem Hausgesinde,
Allen Freunden meiner Jugend,

Den Genossen meines Lebens,
Denen zugesellt ich aufwuchs.
„Magst du nie, o lieber Vater,
Niemals du, geliebte Mutter,
Du auch nicht, mein Stamm voll Grösse,
Du nicht, werte Schar der Vettern,
Mögt ihr niemals Sorgen haben,
Nie in grossen Kummer kommen,
Dass in andres Land ich ziehe,
Dass ich anderswohin gehe!
Scheint ja doch des Schöpfers Sonne,
Leuchtet doch der Mond des Schöpfers,
Schimmern auch des Himmels Sterne,
Liegt das Licht des grossen Bären
Ausgebreitet in den Lüften
Anderswo auch auf der Erde,
Nicht allein im Hof des Vaters,
Auf der lieben Jugendstätte.
„Freilich muss ich jetzo scheiden
Von dem goldnen Heimatshause,
Von dem Saale meines Vaters,
Von der Mutter offnem Keller;
Lasse Sümpfe, lasse Felder,
Lasse meine Rasenplätze,
Lasse meine klaren Bäche,
Lasse meine sand'gen Ufer,
Dass die Weiber sich dort baden,
Dort die Hirtenknaben plätschern.
„Scheide wahrlich nun von hinnen,
Scheide an des andern Seite,
In die Arme einer Herbstnacht,
Auf das glatte Eis des Frühjahrs,
Dass man keine Spuren wahrnimmt,
Auf der Glätte nicht die Tritte,
Auf der Kruste nicht der Röcke,
Auf dem Schnee des Saumes Eindruck.
„Kehr' ich einstmals hieher wieder,
Komm' ich nach der lieben Heimat,
Hört die Mutter nicht die Stimme,
Nicht der Vater mehr das Weinen,
Wenn ich über ihren Schläfen,
Ueber ihren Köpfen klage;
Schon ist junges Gras gewachsen,
Schon Wacholder aufgeschossen
Auf dem Leibe meiner Mutter,
Auf dem Haupt der lieben Alten.
„Wenn ich wieder nun erscheine
Auf dem weitgestreckten Hofe,
Wird mich niemand sonst erkennen,
Einzig zwei der kleinsten Dinge:
Unten an dem Zaun das Bändchen,
An des Feldes End' die Stange,
Hab' gar jung sie eingestecket,
Hab' als Mädchen es gebunden.
„Meiner Mutter güste Hauskuh,
Die gar klein noch ich getränket,
Die als Kalb ich stets gefüttert,
Brüllt mir zu mit schwacher Stimme
Von des Hofes Kehrichthaufen,
Von den winterlichen Fluren,
Diese wird mich noch erkennen,
Dass ich Tochter bin des Hauses.
„Meines Vaters Lieblingspferdchen,
Das gar klein ich stets gefüttert,
Das als Mädchen ich gesättigt,
Wiehert wohl mit schwacher Stimme
Von des Hofes Kehrichthaufen,
Von den winterlichen Fluren,
Dieses wird mich noch erkennen,
Dass ich Tochter bin des Hauses.
„Meines Bruders Lieblingshündchen,
Das als Kind ich oft gefüttert,
Das als Mädchen ich belehret,
Bellt mir zu mit schwacher Stimme
Von des Hofes Kehrichthaufen,
Von den winterlichen Fluren,
Dieses wird mich noch erkennen,
Dass ich Tochter bin des Hauses.
„Andre werden mich nicht kennen,
Wenn ich nach der Heimat komme,
Sind die Furten gleich dieselben,
Meine Wohnung noch die alte,
An dem Platz des Schnäpels Buchten,
Unverrücket noch die Netze.
„Leb' nun wohl, geliebte Stube,
Stube mit dem Bretterdache,
Ist gar gut zurückzukehren,
Schön hierher zurückzuwandern!
„Lebe wohl, geliebtes Vorhaus,
Vorhaus mit dem Bretterboden,
Ist gar gut zurückzukehren,
Schön hierher zurückzuwandern!

„Lebe wohl, o Hof des Hauses,
Hof mit deinen Ebereschen,
Ist gar gut zurückzukehren,
Schön hierher zurückzuwandern!
„Lebet wohl, die ich verlasse,
Land und Wald mit deinen Beeren,
Raine ihr mit euren Blumen,
Heide du mit deinem Kraute,
Seen mit den hundert Inseln,
Tiefe Sunde mit den Schnäpeln,
Schöne Hügel mit den Fichten,
Waldesschluchten mit den Birken!"

KLEINE RUNDSCHAU

Neue Glasmalerei in der Schweiz

Das Buch „Neue Glasmalerei in der Schweiz", das von Robert Hess zusammengestellt und herausgegeben worden ist (Verlag Gebr. J. & F. Hess A. G. in Basel), hätte eigentlich als Wegleitung zum 2. Internationalen Kongress für Glasmalerei erscheinen sollen, der während der Zeit der Landesausstellung in Zürich geplant war, der aber aus verschiedenen Gründen verschoben werden musste. Daraufhin übernahm die deutschschweizerische Gruppe der „Societas Sancti Lucae" an der Stelle ihres ordentlichen Jahrbuches „Ars sacra 1939" dieses Buch. Die Oeffentlichkeit ist ihr aus diesem Grunde zu einem grossen Dank verpflichtet. Man wünscht sich eine solche Publikation auch für die neuere Wandbildmalerei und für die öffentlichen plastischen Aufträge auf dem Gebiete der Schweiz. Das Buch gibt, wie der Verfasser und Herausgeber sagt, vor allem auf die Frage Antwort: Wo befinden sich die Werke dieses oder jenes Künstlers? Der Standort der Werke ist in der alphabetischen Reihenfolge angegeben. Im übrigen sind die Ortschaften auch noch regional geordnet. Das Buch enthält darüber hinaus eine Fülle anderer wertvoller Angaben: Entstehungsjahr, Motiv, Grösse, Anzahl der Werke, Hinweise auf Publikationen, Abbildungen. So wird man es in seiner Bibliothek neben Jennys Kunstführer stellen. Die Glasmalerei wird häufig als eine angewandte Kunst betrachtet. Und in den grossen Handbüchern der Kunst wird sie meistens nur in Anhangskapiteln und nebenbei behandelt. In ihren schönsten Beispielen ist sie selbstverständlich auch immer grosse Kunst: vollkommener Ausdruck der selben künstlerischen Vision, die sich in den grössten zeitgenössischen Bauten verwirklicht hat. Allerdings vermag sie kaum für sich allein zu bestehen, sondern sie bleibt immer — noch mehr als die Plastik — auf die Architektur bezogen. Sobald sie sich von ihr befreien will, verliert sie Boden und Ziel. Sie ist auch an eine ganze Reihe technischer Voraussetzungen gebunden, die jeder Glasmaler kennen muss, bevor er an die eigentliche Aufgabe herantreten kann — und sie braucht, viel mehr als andere Kunstwerke, das Licht, das durchscheinende Licht, um sich zu ihrer vollen Wirkung entfalten zu können. Die technischen Voraus-